

Ronald Hartz / Tom Karasek / Clemens Knobloch (Hg.)

Inszenierte Konflikte – Inszenierter Konsens

**Konflikt- und Einigkeitskommunikation in den
Printmedien und in Organisationen**

Online-Sonderdruck

Edition DISS Bd. 16
1. Auflage, 2007
ISBN 978-3-89771-745-9

© UNRAST-Verlag, Münster
Postfach 8020, 48043 Münster - Tel. (0251) 66 62 93
info@unrast-verlag.de
www.unrast-verlag.de

Die EDITION DISS wird im Auftrag des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung herausgegeben von Margarete Jäger, Siegfried Jäger, Jobst Paul und Thomas Quehl.



Edition des Duisburger Instituts für Sprach- und
Sozialforschung im UNRAST-Verlag, Münster



Inhalt

Einleitung	1
CLEMENS KNOBLOCH (Siegen)	
„Kapitalismuskritik“	17
TOM KARASEK (Siegen)	
Versuch über den Globalisierungsdiskurs	49
BASTIAN POHL (Siegen)	
„Multikulturalismus“ - Zur Karriere eines Konzeptes in der bundesdeutschen Medienöffentlichkeit	101
MARTIN STEINSEIFER (Gießen)	
Bilder als Bühne oder Kulisse? Überlegungen zur visuellen Einbindung von Situativität in printmedialer Kommunikation	147
CLEMENS KNOBLOCH (Siegen)	
„Globalisierung“ oder die Rhetorik der kontrahierten Narration	177
RONALD HARTZ (Chemnitz)	
Konsens als Instrument organisationaler Regierungskunst - Zwei Fallstudien zum neoliberalen Diskurs im Unternehmens- und Gesundheitssektor	207

Einleitung

Zwei Geschichten

Im Wirtschaftsteil der *Süddeutschen Zeitung* vom 1. März 2007 fand sich auf Seite 21 ein großer Artikel über den Protest der Telekom-Mitarbeiter gegen die geplante Auslagerung von 50.000 Arbeitsplätzen in eine Beschäftigungsgesellschaft, was mit längeren Arbeitszeiten, niedrigeren Stundenlöhnen und Statusbedrohungen einhergeht. Die Überschrift bildete ein Zitat des Telekom-Chefs René Obermann. „Konsens war gestern“, lautete die Parole, nun sei „Schluss mit Ausruhen“. Bekanntlich *einigten* sich die Gewerkschaft *Verdi* und die *Telekom* schließlich nach wochenlangem Streik.

Auf der Zeitungsseite gegenüber fand sich ein Bericht über den Bausparkassen- und Versicherungskonzern „W&W“, überschrieben mit „Rechthaber, nein danke“. In diesem Artikel wurde der Chef von „W&W“ mit der Äußerung zitiert, „dass wir uns wechselseitige Rechthaberei und Disharmonie nicht leisten können“.

In beiden Fällen handelt es sich um eine „exoterische“ medienöffentliche Wiedergabe einer innerbetrieblichen, organisationsinternen, „esoterischen“ Kommunikationsstrategie. Beide sind aufeinander bezogen: Äußerungen in den Massenmedien sind im wesentlichen auf die Logik des journalistischen Feldes und dessen Aufmerksamkeitsökonomie bezogen, werden dann jedoch wieder Gegenstand der „esoterischen“ Kommunikationsprozesse: Wenn René Obermann öffentlich das Ende des Ausruhens verkündet, so geschieht dies im Hinblick auf die öffentlichen Medienreaktionen, deren Produkte auch von *Telekom*-Mitarbeitern rezipiert und in die interne Kommunikation eingespeist werden. Selbiges gilt etwa auch für Betriebsräte und Gewerkschaften.

Mit dieser Paradoxie, die sich in der öffentlichen Berichterstattung über notwendige Reformen und marktbedingte Anpassungsleistungen beobachten lässt, wurde der Gegenstandsbereich des vorliegenden Bandes betreten. Sie lässt sich schematisch in zwei aufeinander bezogene Narrative gliedern.

(1) Auf der einen Seite steht hierbei das Narrativ des „Machers“, der den lähmenden Konsens aufricht und die schmerzhaften Reformen und Anpassungen autokratisch durchzusetzen in der Lage ist. „Schluss mit Ausruhen“ und „Konsens war gestern“ stellen typische Slogans einer Blut-, Schweiß- und Tränen-Rhetorik dar, wie sie auch aus Roman Herzogs „Ruck-Rede“ bekannt ist. Sie vermittelt die zupackende Aufbruchsidealität

des Sprechers und dockt so an den bekannten Gesellschaftsdiagnosen vom Ende der sozialstaatlichen Behaglichkeit an.

Der russische Literaturwissenschaftler Vladimir Jakovlevič Propp stellte 1928 die These auf, dass Märchen über eine gleichförmige Tiefenstruktur verfügen. Die Tiefenstruktur der Geschichte vom Ende des Konsenses lautet ungefähr wie folgt: Die Ruhe und Gemütlichkeit der sozialstaatlichen Vergangenheit ist in den Stürmen der globalen Konkurrenz untergegangen und wer an „Konzepten von gestern“ festhält, der wird niemals mit „China“ oder „Indien“ konkurrieren können und in den Fluten der Globalisierung gleich mit untergehen. Gemäß dieser Erzählung sind nicht nur die bekannten „sozialen Einschnitte“ notwendig, die Gegenwart *selbst* ist der Einschnitt. Sie markiert, wie in einem der folgenden Beiträge ersichtlich werden wird, den Wendepunkt – den unvermeidlichen Auszug aus dem sozialstaatlichen Paradies, das als harmonisches Schlaraffenland ausgemalt wird. Wie in jedem guten Märchen gibt es in dieser Ruck-Geschichte auch „Trennungsschmerzen“: liebgewordene „Besitzstände“ müssen aufgegeben, bestehende Überzeugungen über Bord geworfen werden. Den Protagonisten des Märchens drohen viele Gefahren auf den dunklen Pfaden der globalen Konkurrenz. Doch nach dem Abschied von der Harmonie, nach dem Aufbruch von zu Hause warten zwar Gefahren und Abenteuer auf den, der auszieht, das Gruseln zu lernen, aber natürlich die Chance zu wachsen, sich zu bewähren und als strahlender Held zurückzukehren.

(2) Komplementär zu dieser Geschichte des Helden, der seine Wurzeln kappt, seinen Mut zusammennimmt und sich den Gefahren entgegenwirft, steht die Erzählung, wonach „wir“ uns Konflikt und Disharmonie „nicht leisten können“. In dieser Geschichte hat der Protagonist keine Ambitionen, Heldenerfahrungen zu sammeln. Stattdessen bleibt er daheim, um gemeinsam mit allen anderen die Lebensaufgaben zu meistern, die sich nur bewältigen lassen, wenn „alle an einem Strick ziehen“ und sich alle als Teil einer großen Gemeinschaft verstehen.

Beide Geschichten können mobilisieren: Die erste Geschichte operiert mit dem Glanz von Selbstverwirklichung und Abenteuer, die zweite ist inklusiv und suggeriert den Adressaten, sich als Teil einer Gemeinschaft zu empfinden. Sie nutzt den Umstand, dass Harmoniebedürfnisse zwar als regressiv und unreif abgewertet werden können, so wie es in der ersten Geschichte geschieht, aber zugleich auch in der Lage sind, den Korridor für ein mögliches „happy end“ offen zu halten. So bleibt als Quintessenz beider Geschichten die paradoxe Einsicht übrig: *Harmonie ist nötig und*

schädlich, der Konflikt auch. Auf welche unterschiedliche Art und Weise dieses Paradoxon sprachlich ausgefüllt wird, ist Gegenstand der hier versammelten Beiträge.

Theoretischer Hintergrund

Streit, Konkurrenz und Disharmonie sind für jedes soziale Gebilde ebenso kennzeichnend wie Konsens, Kooperation und Einigkeit. Auch wenn es mitunter im Interesse der Mächtigeren liegt, dies zu verschleiern: Immer wieder manifestieren, erneuern oder verändern sich in der Kommunikation vielfältige Gegnerschaften zwischen Einzelnen und/oder Gruppen, seien es Interessenkonflikte um knappe Mittel, Räume, Machtressourcen und Statuspositionen, seien es Konflikte um die Priorität von Werten, Normen, Lebenszielen usw. Zugleich setzt schon die Fortführung der Kommunikation (und damit die Aufrechterhaltung der sozialen Beziehungen) wenigstens einen Minimalkonsens darüber voraus, nach welchen Verfahren die Konflikte gemeinsam zu bearbeiten sind, auch wenn die Verfahren selbst durch die Beteiligten wiederum strategisch zur Fortführung des Konflikts genutzt werden können (vgl. grundlegend Bühl 1976).

Während also ein „echter“ Konsens – im Sinne einer nachhaltigen Einigung über die Teilhabe an Herrschaft und materiellen Ressourcen oder gar über die zugrunde liegenden Werte, Normen, Lebensziele usw. – (derzeit) nicht herstellbar scheint, wird „Konsens“ – als diskursives Konstrukt in der öffentlichen und organisationalen Kommunikation – mehr denn je benötigt: zur Stabilisierung politischer Machtverhältnisse, zur Legitimation von Entscheidungen, zur Symbolisierung von ‚Einigkeit‘ in einer (wieder zunehmend) durch Konflikte charakterisierten Gesellschaft.

In dem Maße, wie nun die üblichen konsensstiftenden Integrations- und Kontrollmechanismen (etwa: Hierarchien, Bürokratien) an Legitimität verlieren, geraten (neben ökonomischen Zielvorgaben) kommunikative Praktiken in den Fokus gestaltungsfähiger Akteure. Konsens wird nicht mehr nur durch unmittelbare Anleitung und Führung hergestellt, sondern zunehmend über die Regulation *kultureller Kontexte* realisiert, an denen Handelnde sich orientieren.

Beherzigt man Niklas Luhmans popularisierte Diagnose, dass Akteure alles, was sie über die Welt wissen, aus Massenmedien erfahren haben, so wird ersichtlich, dass unter diesen Vorzeichen massenmedial vermittelte Deutungsmuster und „interdiskursive“ sprachlich-kommunikative Elemente zunehmend an Bedeutung gewinnen: Sie werden zur weitgehend bereichs-

indifferenten Produktion und Darstellung von Legitimität und Notwendigkeit bestimmter Maßnahmen und Entscheidungen im Sinne der o.g. „Geschichten“ verwendet. *Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Bandes sind somit kommunikative Praktiken der Konsensproduktion, vornehmlich mit massenmedial produzierten und vorformatierten Deutungsmustern mit hohem, Teilsysteme übergreifendem Aufmerksamkeitswert.*

„Interdiskursive“ sprachliche Elemente werden hier in dem Sinne verstanden, in dem Jürgen Link den Ausdruck definiert (vgl. Link 2006): Sie bezeichnen die Verbindung und Reintegration unterschiedlicher spezialdiskursiver Symbole, Muster, Bestände.

Damit ist gemeint, dass jeder Gesellschaftsbereich über eigene Redeweisen, Spezialdiskurse verfügt. *Interdiskursiv* sind die sprachlichen Elemente, mit denen die besonderen Interessen und Wissensformen aus diesen Spezialdiskursen, etwa aus Politik, Wissenschaft oder Ökonomie der Allgemeinheit präsentiert werden. Ihnen kommt in komplexen Gesellschaften eine entscheidende Rolle zu: Nur über das interdiskursive Repertoire kann eine hochgradig spezialisierte und ausdifferenzierte Gesellschaft alle ihre Mitglieder erreichen, motivieren, mit Symbolen und Deutungsmustern versorgen, die „geteilt“ sind. Nur in diesem Feld kann allgemeine Legitimität und Zustimmung organisiert werden. Interdiskursiv sind etwa Deutungsmuster, die quer zur politischen Achse und zur Qualitätsachse liegen, mit denen das journalistische Feld in „liberale“ bis „konservative“ und/oder „Qualitäts-“ oder „Boulevardmedien“ segmentiert wird. Sie können etwa mehr oder minder stilistisch variiert sowohl in der *Zeit* als auch in der *Bild-Zeitung* auftauchen und den Rezipienten zur unmittelbaren Zustimmung bewegen oder dazu veranlassen, im Dargestellten ein gesellschaftlich relevantes Problem und/oder dessen Lösung zu erkennen. Kurz: mit ihnen werden konfliktträchtige Themen der Teilsysteme wie „Wissenschaft“, „Ökonomie“ oder „Politik“ semantisch aufbereitet und etwa in Form massenmedialer Kontroversen implementiert und prozeduralisiert.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass es in den massenmedialen Arenen, in denen diese Elemente „umgewälzt“ werden, tatsächlich zu realen Einigungen zwischen den beteiligten/angesprochenen Parteien kommt oder kommen kann. Die hier verwendeten Begriffe wie „Einigkeit“ oder „Konsens“ sind nicht substantialistisch, d.h. nicht als tatsächliche Übereinstimmung der Ansichten zu verstehen. Wurde zuvor deutlich, dass realer Konsens aus Gründen gesellschaftlicher Komplexität nicht (mehr) machbar ist, so tritt die Eigenlogik der Massenmedien hinzu: Medienkontroversen *als solche* können bereits aufgrund ihrer Fähigkeit, breit streuende Anschlusskom-

munikationen anzustoßen, den Eindruck von Partizipation und/oder Deliberation (im Sinne eines demokratischen Aushandelns und Abgleichens) *unterstellen*. So lassen sich in der Medienöffentlichkeit mehr denn je die Prozesse von Verhandlung, Interessenausgleich, Wertekonkurrenz oder politischer Vertretung beobachten, gleichwohl stellen sie lediglich *Fassaden* dar, mit denen Entscheidungen undeliberativ und ohne faktischen Konsens legitimiert werden können. Die medienöffentlichen Foren reichen dabei von pseudopartizipativen, hoch ritualisierten Talkshows, in denen etwa Experten zum Schein entgegengesetzte Positionen einnehmen, über Bundestagsdebatten bis zum Leitartikel. Zu den Praktiken solcher Inszenierungen von Konsens und Kontroverse gehört dabei das Andocken potenziell kontroverser Themen an einwandsimmune Ziele oder Befunde.

Diese Praxis unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht von der politischen Konstellation der 80er Jahre und der Strategie des „Begriffe Besetzen“ (vgl. Liedtke u.a. 1991), mit der sie auf den ersten Blick vergleichbar zu sein scheint. Das hier untersuchte diskursive Szenario ist nicht persuasiv oder argumentativ: weder kämpfen miteinander konkurrierende Parteien um einen oder mehrere Begriffe, noch soll die Öffentlichkeit von einem der scheinbar umkämpften Konzepte *überzeugt* werden.

Zum einen *sind bereits* alle resonanten Leitbegriffe, die gegebenenfalls Dissens artikulieren könnten, von der „Einigkeitsmaschinerie“ besetzt. Ein Großteil der Begriffe und Konzepte, die in medienöffentlichen Kontroversen verarbeitet wird, entstammt emanzipatorischen Strömungen zur Artikulation von „Alternativen“ oder „Dissens“ und wurde im Laufe der Zeit semantisch enteignet: Angefangen mit der Globalisierung selbst, über die Kreativität, die Nachhaltigkeit, das Netzwerk, die Selbstverantwortung bis hin zur Zivilgesellschaft stammt das Repertoire der einwandsimmunen Lexeme, mit denen solcherlei Kontroversen tagtäglich umgehen, aus dem Lexikon der emanzipatorischen Bürgerbewegungen (vgl. Bröckling u.a. 2004).

Zum anderen unterscheiden sich diese Kontroversen vom „Begriffe Besetzen“ darin, dass die beteiligten Akteure sich in der Sache weitgehend *einig* sind: Sie stützen sich auf ein Repertoire, das nicht bezweifelt werden kann und sind in der Lage, den Meinungsstreit nur bedarfsweise taktisch einzusetzen und vor dem Hintergrund der Einigkeit in der Sachfrage *inszenieren zu können*, ihn aber nicht austragen zu *müssen*. Dabei können durchaus extreme Positionen eingenommen werden, die außerhalb dieser Inszenierungslogik potenziell schwere Sanktionen nach sich ziehen könnten. Je monotoner dabei die medialen Deutungsfiguren werden, desto leichter kann (in gewissen Grenzen) Konsens unterstellt werden. Für kriti-

sche Akteure, wollen sie sich nicht selbst aus dem Diskurs ausschließen, wird es so unmöglich, öffentlich eine Ansicht in Frage zu stellen oder gar zu bekämpfen, wenn sie aus allen Lautsprechern tönt. Dass Wirtschaftswachstum und Bürokratieabbau notwendig sind – wer könnte dies öffentlich abstreiten, ohne sich „unmöglich“ zu machen?

So entsteht eine interdiskursive Konstellation, die tendenziell die Artikulation von „Einigkeit“ erschwert und entmutigt, sofern sie „von unten“ erfolgt – im Namen einer omnipräsenten und immer bereits hergestellten „Einigkeit“ von oben.

Zu den einzelnen Beiträgen

Der erste Beitrag von **Clemens Knobloch** illustriert die Inszenierungstechniken lancierter Kontroversen und die Partizipationsmöglichkeiten beteiligter Akteure am Beispiel Franz Münteferings Rede, die im Jahr 2005 als „Kapitalismuskritik“ bzw. „Heuschreckendebatte“ bekannt wurde und die nach dem Durchlauf von Solidarisierungen und Skandalisierungen zur ironischen Selbstbeschreibung von Managern und Investmentbankern transformiert wurde. Dabei wird deutlich, wie etwa mit der gehäuften Verwendung des Begriffs „Kapitalismus“ von den Beteiligten gefahrlos Positionen eingenommen werden können, die zu anderen Bedingungen mit Sanktionen oder Ausschluss verbunden gewesen wären. Neben der Darstellung des Dreiecksverhältnisses zwischen politischen Parteien, Medien und Publikum und den unterschiedlichen Interessen dieser Akteure wird zum einen deutlich, dass es sich hierbei um einen inszenierten Konflikt handelt, der vordergründig die Bühne für Kontroversen und allgemeine Betriebbarkeit bereitstellte, realiter jedoch zu keinem Zeitpunkt von den beteiligten Akteuren und Initiatoren politisch ernst genommen wurde und erst recht nicht zu Konsequenzen führte – weder an der Wahlurne (trotz affektiver Zustimmung eines Großteils der Bevölkerung), noch in politischen Entscheidungen.

Dabei wird deutlich, dass dieser inszenierte Konflikt seitens der politischen Klasse den Versuch darstellte, das Deutungsmonopol für die Gegenwart, das von den Massenmedien für sich beansprucht wird, zurückzugewinnen. Dieser Versuch ist jedoch gescheitert: Die Kapitalismuskritik Franz Münteferings machte es möglich, gefahrlos einen symbolischen Blick auf theoretisch mögliche „Alternativen“ zum Kapitalismus zu werfen und dadurch zustimmungspflichtige Sorge um die „kleinen Leute“ zu äußern, zugleich jedoch entsprechendes Handeln schuldig bleiben zu können, da

im selben Atemzug der Staat als machtlos und als unterlegenes Opfer globaler Wirtschaftsmacht dargestellt werden konnte. Der letztgenannte Aspekt ist es jedoch, der in der massenmedialen Auseinandersetzung übrig blieb: die Geschichte von den durchziehenden Heuschrecken wurde zur Geschichte vom „machtlosen Staat in der Globalisierung“ transformiert.

Der darauf folgende Beitrag von **Tom Karasek** rekonstruiert auf Basis eines umfangreichen Textkorpus, das der *Faz* entnommen wurde, das Repertoire und die kommunikativen Strategien, mit denen das Megamuster „Globalisierung“ und die damit verbundene Flexibilitäts- und Sachzwangrhetorik als nicht hintergehbare hegemoniales Deutungsmuster implementiert werden.¹ Der Globalisierungsdiskurs wird dabei in vier aufeinander bezogene, aber nicht aufeinander rückführbare Narrationstypen² gegliedert (Zeit-, Vernunft-, Affektions- und Common Sense-Narrationen). Sie lassen

1 Eine derartige Recherche steht vor grundlegenden, wissenschaftstheoretisch-methodischen Fragen, die sich im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten nicht vollständig und befriedigend lösen ließen: die Frage nach der Repräsentativität der Beispiele, die Frage nach der Verallgemeinerungsfähigkeit der aus den Analysen abgeleiteten Aussagen sowie die Frage nach der Vorstrukturierung der Analysekatoren durch subjektive Vorannahmen. Anzumerken ist, dass sich unserer Überzeugung nach dieses Problem nicht vollständig lösen lässt: Solcherlei Medienanalysen sind, was ihre Ergebnisse betrifft, stets kontingent (vgl. jedoch Oppenhäuser 2007 mit sehr ähnlichen Ergebnissen). Dieses Problem wird jedoch, ohne den (fruchtlosen) akademischen Disput zwischen quantitativem Objektivismus und qualitativen Subjektivismus um einen weiteren Beitrag ergänzen zu wollen, durch quantitative Methoden nur scheinbar gelöst: deren Vollständigkeits- und Repräsentativitätsimperativ suggeriert die Möglichkeit, sich aus dem eigenen Verstricktsein in den Forschungsgegenstand und den eigenen Vorannahmen vollständig distanzieren zu können (vgl. grundlegend Bourdieu 1974). Das „Spiel“, um mit Pierre Bourdieu zu sprechen, wurde bereits mit dem Aufwerfen der Frage mitsamt aller bestehenden Vorannahmen betreten. Darüber hinaus bedeutet dies nicht den (vollständigen) Verzicht auf quantitative Verfahren. Die im Beitrag diskutierte Systematisierung wurde induktiv am Material entwickelt und stützt sich auf wiederkehrende, somit zählbare Elemente.

2 Der Begriff der Narration stellt eine zielführende Heuristik für die Analyse der Texte dar. Er hebt die sinn- und bedeutungsgenerierenden Aspekte in der Repräsentation der „Welt“ hervor, welche handlungsanleitende und -legitimierende Funktion im Sinne der „Gouvernementalität“ besitzen (vgl. de Certeau 1988, 230, siehe auch der Beitrag von Ronald Hartz i. d. B.). Der Begriff der Narration weist schließlich auf die identitätsstiftende Wirkung in Bezug auf die „angerufenen“ Adressaten des Diskurses hin: „it is through narratives and narrativity that we constitute our social identities“ (Somers 1994).

sich als die Grundvoraussetzung für ein hegemoniefähiges Programm verstehen und bieten die Bühne, auf der Akteure durchaus kontrovers und oftmals mit ostentativ zur Schau gestellter Dialogbereitschaft scheinbar divergierende Positionen beziehen können, dabei jedoch grundsätzlich die gleiche Erzählung kultivieren, wie sie bereits im vorangegangenen Beitrag deutlich wurde. Die Zeitnarrationen spiegeln die eingangs beschriebene mythische Struktur des Globalisierungsdiskurses: die Vergangenheit Deutschlands erscheint als vorglobales sozialstaatliches Paradies und als Zeit großer gemeisterter Herausforderungen (Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Wunder von Bern, Mauerfall, Flüchtlingsintegration). Der gegenwärtige „Aufbruch in die Globalisierung“ wird gewissermaßen klappsymmetrisch dazu angeordnet: Schon einmal wurden die großen Herausforderungen gemeistert, und wenn nach den nötigen Anpassungen das „Tal der Tränen“ passiert wurde, dann winkt künftig wieder das Glück einer gerechten, meritokratischen Nation.

Insgesamt wird deutlich, wie sich diese massenmedialen Anrufungen an die Subjekte im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang als ein wesentliches Moment des gesellschaftlichen Umbaus im Sinne einer „neoliberalen Gouvernementalität“ (Opitz 2004, Bröckling 2007) verstehen lassen: Sie sind wesentliches Element für die Steuerung der Subjekte und die damit verbundene „Umwertung der Werte“ innerhalb einer neoliberalen Hegemonie. Der unscharfe Begriff „Globalisierung“ ermöglicht es zudem, je nach Perspektive und Wirkungsabsicht auf allgemein akzeptierte Vorstellungen von Vielfalt und Kosmopolitismus zu setzen und zugleich als Beschwörungsformel zu fungieren, mit der an die Furcht vor dem Verlust nationaler Identität appelliert werden kann.

An diese Doppeldeutigkeit ist der Beitrag von **Bastian Pohl** angekoppelt, insofern innerhalb der Kontroverse um das Für und Wider der „Multikulturellen Gesellschaft“ dieselbe und die mit diesem Fahnen- oder Stigmawort aufgerufenen Konnotationen in ähnlicher Weise von den beteiligten Akteuren taktisch eingesetzt werden konnten. Für welche Zwecke dieser Begriff von verschiedenen Akteuren verwendet werden konnte und weshalb er für einige Akteure „funktionieren“ konnte, nun jedoch als verbrauchter, meist pejorativer Begriff gilt („Multikulti“), der durch andere wie „Interkulturalität“ ersetzt wurde, ist Gegenstand dieses Beitrags. Dabei wird zum einen der Ursprung der Debatte rekonstruiert, der im diskursiven Ereignis eines europäischen Symposiums liegt, welches am 24. September 1980 unter dem Motto „Verschiedene Kulturen – Gleiche Rechte. Für eine gemeinsame Zukunft“ im Rahmen des „Tags des ausländischen Mitbür-

gers“ veranstaltet wurde. Dieses diskursive Ereignis zwang die diskursiven Gegner dazu, Stellung zu nehmen, sich zu erklären und den „rhetorischen Fehdehandschuh“ aufzunehmen, und entfaltete so einen Diskursbereich mit einnehmbaren Positionen, Sagbarkeitsgrenzen und Taktiken. Zu diesem Zweck wird im Vorfeld am Beispiel des zum Kollektivsymbol avancierten Begriffs „Gastarbeiter“ und den verschiedenen Möglichkeiten seiner (taktisch von Akteuren betriebenen) Monosemierung (durch Betonung einer Bedeutungskomponente auf Kosten der anderen) deutlich, dass sich der Sinn solcherlei Fahnen- und Stigmawörter und deren (Positions-)Wert auf dem sprachlichen Markt nicht angemessen beurteilen lassen, ohne zu beleuchten, welche politischen Kalküle die Akteure verfolgen, die diese Begriffe verwenden und aus welcher diskursiven „Warte“ sie dabei argumentieren. „Multikulturelle Gesellschaft“ wird so als rhetorische Ressource verstanden, die nicht auf ihre lexikalische Minimalbedeutung reduziert werden kann und taktisch von unterschiedlichen Akteuren im Sinne einander ausschließender sprachlicher und politischer Praxen verwendet werden konnte.

Die Debatte um die „Multikulturelle Gesellschaft“ wird so insgesamt als „rhetorisches Prozessieren“ verstanden, in der nicht nur der Kampf um die Bedeutung „kultureller Vielfalt“ im Vordergrund steht, sondern auch die daraus folgende Politik gegenüber Ausländern in Deutschland. So wird auch deutlich, wie es u.a. mit Unterstützung der Wissenschaft gelingen konnte, die kosmopolitischen Konnotationen, welche die „multikulturelle Gesellschaft“ als tendenziell „linkes“ Projekt ausweisen, zu diskreditieren, ohne (auf den ersten Blick) als klassisch „ausländerfeindlich“ zu gelten, und durch Umcodierungen sogar gegen ihre Urheber richten zu können: den (rechten) Endpunkt dieser Debatte stellt etwa das Schlagwort „Ethnopluralismus“ dar, mit denen die (neue) Rechte unter dem Banner der Weltoffenheit für die „Rückführung von Ausländern“ argumentieren kann.

Standen bisher Texte im Vordergrund des Analyseinteresses, so wird diese Perspektive von **Martin Steinseifer** durch die Analyse der Verwendung von Bildern ergänzt. Die Überzeugungskraft von Bildern und das Zusammenspiel von Text und Bild sind besonders in stark polarisierenden und emotionalisierenden Themen relevant. Der Beitrag verdeutlicht dies am Beispiel der Berichterstattung über den „Terrorismus“ in der Bundesrepublik Deutschland während der 1970er Jahre. Dabei wird herausgearbeitet, wie durch Text-Bild-Montagen, dem Zusammenspiel von Bildern, Bildunterschriften und *Deiktika* die Deutung des begleitenden Textes gesteuert werden kann: Bilder situieren Gesagtes und Geschriebenes in einem Um-

feld, sie sorgen unter den Bedingungen der Distanzkommunikation für einen gemeinsam geteilten Bezugsraum zwischen Produzenten und Rezipienten, ohne dass die Distanz und deren Unwägbarkeiten (keine gemeinsame Situation von Produktion und Rezeption, fehlende Möglichkeit des Produzenten, die Rezeption zu steuern, usw.) aufgehoben werden. Sie bieten Perspektiven auf ein Geschehen an, sie sorgen so für eine sprachlich kaum erreichbare Evidenz, indem sie den Betrachter (im Sinne des Textes) in das Geschehen „hineinziehen“. Auf dieser Grundlage wird herausgearbeitet, wie mit Hilfe von Bildern eine ubiquitäre Bedrohung *unterstellt* und zugleich suggeriert werden konnte, dass jeder Ort jederzeit zu einem Tatort werden konnte – und so jedermann zu einem Opfer der RAF.

Eine begriffsgeschichtliche Rekonstruktion des Globalisierungsbegriffs leistet der zweite Beitrag von **Clemens Knobloch**. Auf Basis eines umfangreichen heterogenen Zeitungs- und Zeitschriftenkorpus wird der Aufstieg des Begriffs „Globalisierung“ zur maximal-anschlussfähigen Letztbegründungs- und Weltdeutungsformel rekonstruiert, in der die Gesamtheit aller Macht- und Wissensbestände gerinnt und die sich im Gebrauch selbst plausibilisiert, da sie als Deutungsmuster für alle Phänomene verwendet werden kann, so wie sie umgekehrt die Bereitschaft erhöht, beliebige Sachverhalte als globalisierungsbedingt zu akzeptieren. Dominierten noch Mitte der 90er Jahre alarmistische Geschichten über die Globalisierung als Sachzwang, dem man sich anpassen muss, hat sich das Globalisierungsmuster zehn Jahre später erheblich verändert und wurde auf Seiten von Wirtschaftseliten und Stichwortgebern zum positiv besetzten Programmbegriff, d.h. zu einer Globalisierung, die man „wollen“ muss, während er jedoch zugleich durch die ubiquitäre Verwendung sowohl zu Misstrauen als auch zur ironischen Skepsis innerhalb der Medienöffentlichkeit geführt hat. Dabei wird deutlich, dass der Globalisierungsbegriff im Sinne Reinhart Kosellecks als Indikator und Faktor verstanden werden kann: der Globalisierungsbegriff hat sich nicht nur zur kompakten Weltdeutungsformel aufgeschwungen, sondern er wird zugleich dazu verwendet, das darin enthaltene Gesellschaftsbild auch Wirklichkeit werden zu lassen.

Eine weitere Ergänzung der Perspektive stellt der Beitrag von **Ronald Hartz** dar. War bisher die massenmediale, öffentliche Kommunikation Gegenstand der Analysen, so richtet sich hier die Aufmerksamkeit nun auf das spannungsreiche soziale Gebilde der „Organisation“. In ihr müssen Konflikte und Widersprüche zwischen Individuum und Organisation permanent reguliert werden, um die Produktion und das Konstrukt „Organisation“ aufrecht zu erhalten. Unter den Bedingungen postfordistischer bzw. -

tayloristischer Produktion gewinnen dabei vor allem „indirekte“ Kontrollprinzipien in Form von diskursiven Praxen und Verfahren an Bedeutung, mit denen das „Innenleben“ von Organisationsmitgliedern reguliert werden soll – „Leitsätze“ und „Leitbilder“, „Visionen“, „Idealbeschreibungen“ u.a.m. ersetzen bzw. ergänzen überkommene Kommandostrukturen und sollen für die (stets prekäre) Definition, Inszenierung und Kontrolle sozialer Identitäten sorgen. Gegenstand der Analyse sind Mitarbeiterzeitungen eines deutschen Automobilherstellers sowie von Klinikeinrichtungen, welche als „Arena“ dieser Kontrollprinzipien angesehen werden können. Die Analyse und Gegenüberstellung der sprachlich-kommunikativen Taktiken verdeutlicht dabei, wie sich solcherlei Kommunikate als Element einer neoliberalen Hegemonie verstehen lassen. Dies wird nicht zuletzt auch durch die Auswahl der Mitarbeiterzeitungen von Klinikeinrichtungen deutlich, deren Texte aufgrund dominierender ökonomischer Rationalität und der Remodellierung des Patienten zum „Kunden“ Auskunft darüber geben, wie weit die neoliberale Programmtik fortgeschritten ist.

Die Heterogenität der Beiträge spiegelt die Bandbreite des analysierten Spiels mit Konsens und Kontroversen, welches von unterschiedlichen Akteuren auf den dafür vorgesehenen Bühnen strategisch oder unbewusst eingesetzt wird. Um diesen vielfältigen Verwendungszusammenhang zu analysieren, war ein multiperspektivischer Blick notwendig, der zahlreiche Theorien zusammenführte – ausgenommen war allein der Gebrauch einwandsimmuner Konsensformeln. Deren Erforschung ist Gegenstand der folgenden Beiträge.

Ein Großteil der Beiträge präsentiert Ergebnisse des Forschungsprojekts „Symbolische Friedfertigkeit – Konfliktmanagement und Verfahrensintegration in organisationalen und öffentlichen Diskursen“, durchgeführt an der *Universität Siegen*. Das Projekt wurde im Rahmen des Exzellenzwettbewerbes „Geisteswissenschaften gestalten Zukunftsperspektiven“, Themenperspektive „Friedfertige Gesellschaft“ durch das *Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie* des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert.

Wir bedanken uns an dieser Stelle bei Bastian Pohl für die professionelle Erstellung des Manuskriptes und beim *Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung* für die Aufnahme in die *Edition DISS*.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich u.a. (Hg.) (2004): Glossar der Gegenwart. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 271-277.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bühl, Walter L. (1976): Theorien sozialer Konflikte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- De Certeau, Michel (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve.
- Liedtke, Frank u.a. (Hg.) (1991): Sprachgebrauchs in der Politik. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 3., erg., überarb. und neu gestaltete Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Opitz, Sven (2004): Gouvernamentalität im Postfordismus. Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität. Hamburg: Argument-Verlag.
- Oppenhäuser, Holger (2007): Mit Darwin ins Kasino oder mit Verkehrskontrollen gegen Heuschrecken? Kollektivsymbolik in der Globalisierungsdebatte. In: *kultuRRévolution* 52/3, 8-51.
- Propp, Vladimir (1972): Morphologie des Märchens. München: Hanser.
- Somers, Margaret R. (1994): The narrative constitution of identity. In: *Theory & Society* 23/5, 605-649.

Auszug aus:

Ronald Hartz / Tom Karasek / Clemens Knobloch (Hg.)

Inszenierte Konflikte - Inszenierter Konsens

Konflikt- und Einigkeitskommunikation in den Printmedien und in Organisationen

Edition Diss Band 16

ISBN: 978-3-89771-745-9

Unrast Verlag, Münster 2007

<http://www.unrast-verlag.de/unrast,2,265,13.html>